



N och heute erzählt man sich in Chania, der alten kretischen Hauptstadt, die Geschichte von Lambis, dem Geiger, und Jenny, der jüdischen Pianistin. Mit künstlerischer Leidenschaft suchen sie in der engen Welt Kretas ihre eigenen musikalischen Wege, erobern sich das Erbe klassisch-romantischer Musik. Lambis und Jenny träumen von einer Zukunft auf den Podien der Welt und von einem gemeinsamen Leben.

Der Zweite Weltkrieg bricht über Kreta herein. Das friedliche Miteinander von kretischer und jüdischer Kultur wird mit dem Einmarsch der Deutschen gewaltsam beendet. Lambis und Jenny musizieren in einer Bar am Hafen und halten ihren Lebenstraum aufrecht. Hunger, Not und Todesfurcht ficht ihre Liebe nicht an, aber der Gewalt des Krieges und der Verfolgung jüdischer Einwohner können sie nicht enttrinnen.

Der greise Lambis hat Herbert Asbeck in Kreta noch von seiner großen Liebe berichten können. Die genaue Recherche vor Ort, das Zeugnis des Lambis und die dichterische Sprache des Autors verbinden sich in diesem Roman zu dem lebendigen Gemälde einer verloren gegangenen Kultur.

H erbert Asbeck, Jahrgang 1936, studierte Sprachen in Amsterdam und Barcelona. Ausgedehnte geschäftliche Reisen durch viele Länder und Kulturen schlugen sich in ersten Textentwürfen nieder. Zu seinen Veröffentlichungen zählen *Gedichte eines Unmodernen*, *Die Reise nach S.*, die Erzählung *Der Sommergarten* (Allitera 2002), der Roman *Das liebe Fräulein Klimpernell* (Allitera 2003), der Erzählungsband *Hassans Geschenk* (Allitera 2006) aber auch Theaterstücke wie *Trott*, *Dio Mio* und *Die Graugans*. Außerdem ist sein Roman *Tage auf Kreta* im Allitera Verlag erschienen. In diesem Roman greift Asbeck Motive aus *Lambis, der Geiger* auf und führt sie in einer neuen Handlung fort. Asbeck lebt heute als freier Schriftsteller in Erkrath bei Düsseldorf.

Herbert Asbeck  
Lambis, der Geiger

Ein Kreta-Roman

**aliteraverglag**

Dieses Buch wurde gefördert mit einem Reisestipendium des  
Auswärtigen Amtes.

Weitere Informationen über den Verlag und sein Programm unter:  
[www.allitera.de](http://www.allitera.de)

Bibliographische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliographie;  
detaillierte bibliographische Daten sind im Internet  
über <<http://dnb.d-nb.de>> abrufbar.

Zweite Ausgabe

Oktober 2007

Allitera Verlag

© 2001 Herbert Asbeck

Umschlaggestaltung: Kay Fretwurst, Freienbrink  
unter Verwendung eines Gemäldes von Tivadar Csontváry

Herstellung: Books on Demand GmbH, Norderstedt

Printed in Germany · ISBN 978-3-86520-279-6

*Zur Erinnerung an den  
kretischen Geiger Kanteris Charalambos,  
genannt Lambis,  
und an die kretisch-jüdische Pianistin Eugenia Minervo,  
genannt Jenny*

## Danksagung

*Dem Philologen und Historiker Evtychios Malefakis aus Chania fühle ich mich besonders verbunden. Meine Kreta-Romane wären wohl kaum entstanden, hätte er mich nicht an die wichtigen Schauplätze in seiner Stadt geführt, mir alte Zeitungsberichte beschafft und mich mit dem greisen Lambis bekannt gemacht. Dessen persönliche Aufzeichnungen bilden den Kern des Musiker-Romans.*

*Außer vielen andern, die mir mit ihrem Wissen und Rat zur Seite standen, gilt mein besonderer Dank:*

*S. E. Bischof Irineos von Selinos und Kissamos aus Kastelli, der lange Jahre als Metropolit der Griechisch-Orthodoxen Kirche in Bonn tätig war;*

*Dr. Alexandros Papaderos, Direktor der Orthodoxen Akademie Kreta in Kolimbari;*

*Erzpriester Ioannis Psarakis, geboren auf Kreta, jetzt Pfarrer der Griechisch-Orthodoxen Gemeinde in Düsseldorf;*

*Judith Humphrey, Historikerin der Fakultät für Orientstudien der Universität Cambridge, die mir ihr Wissen über die untergegangene jüdische Gemeinde Kretas und über die Minervos, Jennys und Julias Familie, weitergab;*

*Prof. Dr. Ulf Jantzen, Hamburg, dem deutschen Archäologen, der viele Jahre in Griechenland lebte und arbeitete und*

*Christoph Reichmann vom Museum Burg Linn, Krefeld;*

*Julia H. von Gaertringen von der Herzog August-Bibliothek in Wolfenbüttel;*

*Johannes Scholtz, Geigenbaumeister in Düsseldorf;*

*Klavierbaumeister Winkels aus Mettmann;*

*Günter Wildenhorst, Düsseldorf, einem ehemaligen Soldaten auf Kreta;*

*Doris Slembeck, Geigenlehrerin und Ulrich Dunsche, Klavierlehrer, beide von der Clara-Schumann-Musikschule, Düsseldorf*

Herbert Asbeck

## I.

---

Immer wieder blickte der junge Mann von der Zeitungslektüre auf und sah zu dem Musiker hinüber, der alte kretische Lieder auf der Lyra spielte. Seit seiner Kindheit kannte er sie, die Tonsprünge, die sich keinem Harmoniegesetz unterwarfen und dann wieder in ihrer ganzen Wildheit fast auf der Stelle traten. Er liebte den trotzig stolzen Klang, der aus ihnen herausklang, und doch lag für ihn etwas unerklärbar Fremdes in dieser Musik.

In der Zeitung war von ihm selbst und von einer ganz anderen Musik die Rede: *Unser sympathischer Herr Kanteris war besser als je zuvor ... Den größten Eindruck hinterließ sein linker Arm ... Mit sicherem Bogenstrich zauberte er die schönsten Töne aus seiner Geige und entließ sie in den vollbesetzten Saal ... Die tiefe Konzentration, die Disziplin der Bewegungen, die federleichte Freigabe des verinnerlichten Notenwerks und seine feine Musikalität ...* Und dann stand da noch etwas über *dieses bedeutende Ereignis für das Odeon und die Stadt Chania*, von der Hoffnung, dass dieser junge Mensch erst am Anfang einer großen Karriere stünde. Noch nie hatte er so etwas über sich selbst gelesen. Er hätte auf die Straße rennen mögen, um allen Passanten die Neuigkeit aus der Zeitung vor Augen zu halten und ihnen wie ein Marktschreier zuzurufen:

»Seht her, der hier auf dem Bild, der gerade so wunderbar Geige spielt, das bin ich! Ich!«

Aber in seine Freude mischte sich so etwas wie Beschämung. Da vorne, der Mann, der im fast leeren Kafonion Lyra spielte, war sein Vater! Ein Kreter, der mit diesem winzigen Instrument, der Urstimme der Insel, dem Symbol ewiger Wiederkehr, von der Verslossenheit und der Wildheit ihrer Bergbauern und der Tapferkeit ihrer Krieger sang.

Aber war es wirklich Verrat, wenn es ihn, den Kreter, eher zur verspielten Eleganz eines Mozart, zur mathematischen Genauigkeit eines Bach oder zum heroisch tosenden Beethoven hinzog? Die wenigen Männer klatschten kaum, als das Lyraspiel endete. Müde kam der Vater zu seinem Sohn an den Tisch. Der Wirt brachte Raki und Brot.

»Jammas, Giorgios«, sagte der. »Wenig los heute.«

»War in den Staaten anders«, sagte Giorgios. »Hab nur den Raki vermisst. Und die Familie.«

Dabei lächelte er seinem Sohn zu.

Doch in diesem Lächeln lag eine stille Trauer, die er, der junge Herr Kanteris, nicht deuten konnte. Vielleicht beklagte der Vater, genau wie er selbst, das Fehlen gemeinsam verlebter Zeit. Zu Hause hatten sie sein Bild wie eine Ikone verehrt. Ein lebender Toter, dessen Erinnerung Mutter und Kinder hinter Glas und Rahmen bewahrten, unveränderbar in seinem Ausdruck männlicher Strenge und ewiger Jugend, nur, dass das Bild mit den Jahren vergilbte und seinen ursprünglichen Glanz verlor.

Auch heute noch, mehr als zwei Jahre nach Vaters unerwarteter Heimkehr, gab es einen Rest Scheu, wenn nicht sogar Fremdheit zwischen ihnen. Warum nur bewegte er sich im eigenen Haus wie ein Gast, ein stets freundlicher Herr, der nirgendwo seinen festen Platz suchte und nie jemanden stören mochte? Wieso die ständige Zurücknahme seiner selbst, statt, wie es jeder erwartet hätte, mit der Bestimmtheit des Hausherrn von allem wieder Besitz zu ergreifen? Denkbar, dass für ihn, den Sohn, in dieser kaum merklichen Distanziertheit die eigene Furcht begründet lag, der Vater könnte ihn, Mutter und die Geschwister erneut verlassen, um ihnen durch seine Arbeit in einem fernen Land das gewohnte Leben auf Kreta zu sichern.

»Hier, Vater, bitte lies das!«

Vielleicht überzeugte der Artikel den Vater, dass er, der Sohn, den Bogen längst selbst in die Hand genommen hatte und niemand von ihm, dem Vater, erwartete, noch einmal Lebenszeit für irgendeine Arbeit in der Fremde zu opfern. Zögernd nahm der Vater die Zeitung, die ihm der Sohn über den Tisch entgegenhielt.

»Du weißt, ich verstehe nichts von deiner Musik. Aber du hast wunderbar gespielt. Ich bin sehr stolz auf dich, Lambis.«

Gestern im *Odeon* hatten Mutter und Vater vorn in der zweiten Reihe direkt hinter den Honoratioren gesessen, daneben die Geschwister. Als Lambis sein Solo spielte, und die Töne hell und rein durch den Konzertsaal schwangen, hatte Giorgios, der Vater, aus den Augenwinkeln beobachtet, dass Vasiliki, seiner Frau, kleine Rinnsale über die Wangen liefen.

Genau wie der Morgentau drüben im fernen Amerika, wenn er als Tramp mit seiner Lyra durchs Land zog und beim Anbruch des Tages müde aus seinem Schlafsack kroch. Dann waren überall auf den Blättern glitzernde Tröpfchen, von denen in der aufgehenden Sonne eins das andere schluckte und dann als glasklare Perlen von ihrem Nachtlager rollten und dabei ihre feuchte Spur hinterließen. Nie zuvor, und auch später nicht, hatte er je ein solches Gefühl der Freiheit empfunden, wenn er zusah, wie die Welt um ihn her erwachte.

Im *Odeon* hatte ihn der Schlussapplaus aus seinen Träumen gerissen. Als alle sich laut klatschend von ihren Plätzen erhoben, fühlte er Vasilikis Lippen feucht und zitternd an seinem Ohr.

»Giorgios, dein Taschentuch, bitte!«

Warum nur müssen Mütter weinen, wenn sie die eigenen Söhne im Mittelpunkt sehen?

Längst hatte der Sohn bemerkt, dass sein Vater nicht las.

»Hier, Vater!« Lambis zeigte mit dem Finger auf das Foto des jungen Geigers und dann auf die fette Überschrift der Konzertkritik. Der Vater schreckte aus seinen Gedanken.

»Entschuldige!« sagte er knapp und betrachtete lange das Bild des jungen, gut aussehenden Mannes, der dort versunken in der Pose des Konzertgeigers stand.

»Er sieht mir sehr ähnlich. Aber anders als ich steht er auf dem richtigen Podium«, dachte er und blickte anerkennend zu seinem Sohn hinüber, der da leibhaftig vor ihm saß. Er sah die gespannte Erwartung in seinen Augen auf das, was er, der Vater, wohl sagen würde.

Und Lambis entdeckte in dessen Gesicht etwas Neues, ein vorbehaltloses Glück. Vielleicht hatte sein Vater damals, vor dreißig Jahren, ebenso geblickt, als er, der Sohn, zur Welt gekommen war und ihm deshalb den Namen *Charalambos*, Leuchtende Freude, gegeben.

## 2.

---

Alles war anders an diesem Tag. Die feierliche Stimmung war aus dem *Odeon* gewichen. Zwar hatte der Direktor noch vor Beginn des Unterrichts Musikschülerinnen und -schüler zusammengerufen und alle, die am Konzert beteiligt gewesen waren, als besondere Hoffnung für den Anschluss Kretas an die internationale Musikwelt gelobt. Er nannte Namen wie die von Fräulein Minervo und Fräulein Mali am Klavier und den von Fräulein Galami als tragenden Pfeiler bei den ersten Geigen.

Zum Schluss gab es noch einmal Applaus für Kanteris Charalambos, den Sologeiger des Konzertabends, den Freunde nur Lambis nannten. Und schließlich versprach der Direktor, dass er den Vorschlag der Presse und vieler musikbegeisterter Chanioten, das Konzert zu wiederholen, sorgfältig prüfen werde. Danach löste sich die Versammlung auf, und der Saal lag wie vorher öde und verlassen da. Nur die Frauen, die damit begonnen hatten, den Boden zu reinigen, griffen wieder zu ihren Besen und Putztüchern.

Im ersten Stock, wo die Schülerinnen und Schüler des *Odeon* in kleinen Musikzimmern unterrichtet wurden, wehte ein wohl tuender Wind durch die offenen Fenster der Korridore und ließ die Vorhänge leicht wie Ballkleider in den Luftwirbeln tanzen. Der Mann, der gerade den Flur betrat, summt einen Dreivierteltakt und machte im Gehen eine vollendete Drehung dazu. Es hätte ihn kaum gewundert, wenn unter dem auf- und abwippenden Tuch zwei zierliche Schuhe auf ihn zugetreten wären, um sich mit ihm im Walzerschritt über den Gang zu bewegen.

Aber der Einklang der gesummten Melodie und des getänzten Takts zerbrach. Hinter einer der verschlossenen Türen – waren da nicht Klaviertöne zu hören? Horchend blieb der Mann stehen. ›Spielt da wirklich jemand?‹ fragte er sich. Und dann kam dieses wirre, stolpernde Klimpern daher! Seit Generationen war der Kanon der Tasten immer der selbe. Hier weiße, da schwarze. Das einzige, was man sich merken musste, waren die Schritte von weiß auf schwarz und dann das Übergreifen der Finger! Wenn's bei denen ums Raufen geht, trifft ihre Faust immer den Punkt! ›Pling‹, schon wieder falsch! Dabei spielten seine Instrumente diese elenden Tonleitern inzwischen fast von allein!

Er kannte sie alle, die Übungsklaviere in seinem *Odeon*, die Schimmel und Blüthner und Ibachs, ja, und den Bechstein unten im Konzertsaal, den Flügel, der seit Jahren die Musik in die höchsten Höhen hob, sobald sich nur

Berufene fanden, die seinen schlummernden Klang zu wecken wussten. Ja, unter all den tiefschwarzen Kästen verbargen sich empfindsame Seelen, die, genau wie Menschen, Unrast spürten, wenn der Vollmond über den Dächern schien oder Unwetter aufzogen, die vor Kälte zitternd und ächzend in sich hineinkrochen oder denen bei feuchter Sommerhitze der Schweiß aus den Ritzen troff. Und immer, wenn einer der filzgedämpften Hämmer die Saite traf, vibrierte auch etwas in ihm. Doch das meiste, was er hier oben zu hören bekam, war ein Schock.

Er schlich sich eine Tür weiter. Ignoranten alle! »Klaviere sind lebende Wesen, die man nicht ohne Not quält!« rief er den Peinigern zu, wann immer er sie zu fassen bekam. Aber dann standen die Lehrerinnen und Lehrer wie Leibwächter vor den unschuldig dreinblickenden Tätern. Und auch der Direktor hatte ihn schon gerügt, dass er doch mit seiner Affenliebe zu den Klavieren nicht das eigentlich Wichtige, die Schüler, vergraulen sollte. Aber hatte er nicht Recht? Was nutzte dieses ganze Gerede von Musikpädagogik, wenn diese Bande von Stümpern nicht mal die Mitte der Taste traf?

Auch jetzt hinter dieser Tür: Da wiegte sich der heimliche Lauscher für einen Moment in Sicherheit, weil ein paar Töne korrekt in Takt und Folge daher kamen und dann diese zwei Tasten gleichzeitig! Wie das in den Ohren klirrte! Und dazu diese Lautstärke! Dabei heißt das Instrument doch ganz eindeutig *Piano*. Piano! Gleich würden sie wieder mit diesem weinerlichen Klagen zu ihm kommen: »Manolis, die Mechanik knarrt!« Oder: »Die C-Saite klirrt!« Klirrt! Ein Glück, dass bei den Jüngsten die Beine zu kurz fürs Pedal waren. Gerade die Anfänger stünden am liebsten den ganzen Tag auf dem Pedal. Damit der einzige klare Ton, den sie vielleicht jemals hervorbrachten, möglichst lange am Leben bliebe! Dabei machten sich diese musikalischen Winzlinge keine Gedanken darüber, welches mechanische Wunder sie da folterten. Ja, folterten! Alleine das Hebelwerk für einen einzigen Ton, eine Meisterleistung in Idee und Ausführung! Da hatte jedes Teil einen Sinn, den nur der begriff, dem das Aufspüren des reinen Tons Lebensziel war.

Drang da nicht aus dem nächsten Raum ein leises Zirpen zu ihm herüber? Zikaden im *Odeon*? Eine Geige! Mit ihr hatte er weniger Mitgefühl, wusste er doch, dass sie sich ohnehin und meist mit Erfolg dagegen sträubte, Dilettanten auch nur die Annäherung an einen einzigen klaren Ton zu erlauben. »Ja, die Geige ist eine Frau von Charakter, die sich jedem Vergewaltiger widersetzt«, sinnierte er und ging weiter.

Seine gute Laune war verfliegen, wie immer, sobald ihm die Begrenztheit der Welt einmal mehr deutlich wurde. Aber hatte er hinter der nächsten Tür nicht ein verhaltenes Männerlachen gehört? Nach dem Plan müsste dort jetzt das Fräulein Minervo mit ihrer Lehrerin üben. Doch statt selbstbewusst abgemessener Klavierschritte drang ein hell singender Ton, der um diese Zeit gar

nicht dort hätte sein dürfen, durch die Musikzimmertür zu ihm auf den Flur. Eine grazile Ballerina, die schier endlos Spitze tanzte! Eine Geige! Und dann der einsetzende Chor aus dem Klavier, der mit Bässen und Sopranstimmen den Geigenton umkreiste, ihn listenreich einfiel, weiterführte ... oder nicht doch von ihm weitergeführt wurde? Er ließ sich hineinziehen in diese wunderbare Symbiose der Klänge. Dabei vergaß er seinen Groll. Und so stand er noch andächtig lauschend da, als der Klavierdeckel dort drinnen längst zugeklappt war und die Tür mit einem Mal aufschwang.

»Manolis, du?« Lambis stand mit einem Lächeln, das ihm ein wenig zu spöttisch schien, vor ihm, in der Hand seinen schwarzen Geigenkasten. Dahinter Fräulein Minervo, der es rot unter die Gesichtshaut schoss, verlegen der Blick, unter dem Arm das Notenheft.

Als ob er, Manolis, den alle Welt hier so nannte, vielleicht, weil er inzwischen zum Inventar gehörte wie ein Klavierhocker, auf dem man bequem saß oder auch nur, weil es jeder zu umständlich fand, sich seinen Familiennamen Konstantinopoulos zu merken, nicht ahnte, was da im Geheimen vor sich ging! Hatte er doch ein feines Gespür für unsichtbare Fäden, die sich zwischen Menschen spannen, lange bevor sich die Betroffenen dessen bewusst wurden. Den Grund für diese Begabung konnte er nicht erklären. Möglich, es lag daran, dass er in Kleinasien geboren wurde, dem alten Byzanz, wo es ein Grieche unter der Herrschaft der Barbaren von Kind auf lernte, das Flüstern der Wände richtig zu deuten.

Diesen Lambis hatte er gleich gemocht, als der vor Jahren das erste Mal zum Sommerkurs nach Athen kam. Erstaunlich, wie er schon damals Geige spielte und dann, welche weiteren Fortschritte er in den wenigen Monaten machte. Für ihn, Manolis, war es ein Wunder, wie aus dem Nichts auf der Geige ein Ton entstand, scheinbar nur aus dem Bogenstrich, während es auf dem Klavier von jeher eine Vorbestimmung gab, die Gewissheit, dass zu jeder einzelnen Taste der passende Ton vorhanden war, dem der Künstler nur noch seine Ausformung in Länge und Hall gab und sie dann virtuos zu einem geschlossenen Musikstück zusammenfügte.

Bei all seiner Liebe zum Klavier hatte er jedoch bald erkennen müssen, dass er kein Künstler, zumindest, dass seine Kunst nicht das perfekte Beherrschen des Instruments war. Sein Talent lag darin, Körper und Seele eines verstörten Klaviers wieder miteinander in Einklang zu bringen. Von weitem schon hörte er ein Klavier atmen, befühlte es zärtlich, strich über Tasten und Saiten, kurierte die häufige Heiserkeit seiner Stimmbänder und die ihm von Menschen zugefügten Verletzungen.

Irgendwann, es war in dessen zweitem oder dritten Sommerkurs, hatte ihn Lambis gefragt, ob er nicht nach Kreta kommen wollte. Es gäbe dort ein wunderschönes *Odeon* mit vielen Klavieren und folglich für ihn viel zu tun

und noch mehr Töchter und Söhne von Bürgern, die ein Instrument spielen lernten. Und er, Lambis, würde, wenn er sein Diplom in der Tasche hätte, dort am *Odeon* als Geigenlehrer anfangen. Aus Neugier war er mitgereist. Bis zu seiner Abfahrt hatte Elefteria gezeitert, sie würde Athen nie verlassen. Doch hatte er sich über die schöne Stadt und das *Odeon* gewundert und war geblieben.

Inzwischen kannte er in Chania alle Klaviere, oder doch fast, und ihre Besitzer. Auch bei den Minervos war er schon zwei- oder dreimal. Sie hatten ein altes Bösendorfer, das sie, wie ihm Frau Minervo erzählte, aus Volos mit in die Ehe nach Kreta brachte. Er spielte kein Instrument, hatte nie Zeit, weil er in seinem Geschäft zu tun hatte. Aber Julia, die jüngere der beiden Töchter, vertraute ihm einmal, während er das Klavier stimmte, an, dass ihr Vater heimlich Gedichte schreibe.

Er, Manolis, hatte nur wenige Kunden in der Ebreica. Die reicheren Juden wohnten außerhalb in den vornehmen Vierteln. In ihrem Erscheinungsbild unterschieden sich die Juden von Chania in nichts von den Griechen. Sie trugen die gleiche Kleidung, redeten, stritten und lachten wie sie. Er erkannte nur einen Unterschied, wenn er ihre Häuser betrat. Da gab es keine Ikonen, sondern stattdessen den mehrarmigen Leuchter. Ja, und karfreitags, wenn die Christen die Ermordung ihres Herrn betrauernten, blieben die Juden im Haus. Sonst konnte es geschehen, dass man sie, wurden sie auf der Straße erkannt, mit Steinen bewarf.

Der Unterricht im *Odeon* fing erst am Nachmittag an, wenn in den meisten kretischen Häusern noch das Gesetz der Mittagsruhe galt. Überhaupt waren die Tage wegen der Hitze im Sommer zerrissen. Aber so ließ sich anstrengendes Lernen, mit gehörigen Pausen dazwischen, leichter ertragen. Morgens gingen die meisten, je nach Alter, zur Grundschule oder ins Gymnasium. Und nachmittags mischten sich dann helle Knaben- und Mädchenstimmen mit den noch unsicheren Bässen der Jungen, die den Stimmbruch gerade geschafft hatten. Dann gab es noch die, die sich schon lange zu den richtigen Männern zählten. Und bei denen war auch die heimliche Zigarette nicht selten; denn irgendwie mussten sie zeigen, dass für sie selbst die Kindheit nun endlich vorbei war.

Abends um acht quoll eine Menge schwatzender Kinder und schon halb erwachsener junger Leute durch das enge Tor des *Odeon* ins Freie. Form- und Harmonielehre, Musikgeschichte, Chor- oder Orchesterprobe und natürlich das sture Einpauken von Fingerläufen auf Klaviertasten, Geigensaiten oder Ventilen ließen die meisten mit Freude hinter sich.

Zu Hause begann dann der Abend in der Familie mit Essen, Trinken und sicher auch Streit mit Eltern und Geschwistern. Die Mütter schimpften, wenn die Kleidung verschmutzt oder zerrissen war oder die Mädchen sich zu langsam bewegten, wenn sie im Haus zur Hand gehen sollten. Die Väter murrten über

Last und Ärger bei ihrer täglichen Arbeit, und die Frauen wussten dann gleich, dass ihre Männer nur noch rasch auf einen Raki ins Kafention wollten. Oder es kamen noch Gäste, oder man ging selbst auf Besuch. Nur an den Sonntagen lief alles ganz anders, wenn die Bewohner der Stadt, Erwachsene und Kinder, in ihrer besten Kleidung auf die Straßen gingen, sobald die Häuser die ersten Schatten warfen, während das Meer draußen noch in der Sonne glitzerte.

Doch heute gab es nichts Feierliches. Es war einer der Wochentage, an denen sich der Mensch die Ruhe des siebten Tags erst verdiente. Lambis wartete vor dem Tor des *Odeon* auf Fräulein Minervo. Meist kam sie mit ihrer Schwester Julia und den gemeinsamen Freundinnen, und dann bemerkte er, wie manche der Mädchen vornehm taten, wenn sie ihn sahen, war er doch schon Inhaber eines Lehramts und zudem auch noch Mann.

Jenny, so hieß *sein* Fräulein Minervo mit Vornamen, winkte ihm als Zeichen, dass sie bald käme und nur kurz bei den anderen bliebe. Die blickten zu ihm herüber, als Jenny ihnen erklärte, sie müsste noch mit Herrn Kanteris über gemeinsames Musizieren reden und gingen dann grüßend und kichernd ihrer Wege. Auch Julia, Jennys Schwester, schloss sich den Freundinnen an.

Und wirklich war für oberflächliche Zuhörer die Musik ihr einziges Thema, ihre Instrumente, die sie liebten und deren Grenzen sie herausfinden wollten.

»Als Sologeiger fühlt man sich sehr allein«, sagte er und dachte an das einsame Spiel auf dem Podium und wohl nicht zuletzt an das fernere Leben.

»Aber jeder fand Ihren Solopart wunderbar. Es stand sogar in der Zeitung«, war Jennys entschiedene Antwort.

Aber ihm wurde nicht deutlich, ob sie den doppelten Sinn seiner Worte verstanden hatte.

»Nicht, dass Sie denken, ich will für ewig und alle Zeiten an irgendeinem Pult im Orchester sitzen«, protestierte er. Sie lachte.

»Sie haben wohl vergessen, dass Beethoven, auch so ein Einsamer, berühmte Sonaten für Geige und Klavier komponiert hat.« Dabei sah sie ihn von der Seite an. Er dachte an die heutigen ersten Spielversuche im *Odeon* und ahnte, welcher weitere Weg noch vor ihnen lag.

Diese Messe in Agios Nikolaos dauerte endlos! Als fromme Männer diese ehrwürdige Liturgie vor vielen hundert Jahren schufen, hatte niemand daran gedacht, dass er, Lambis, es heute besonders eilig hätte. Diese stets an den Anfang zurückkehrenden Gesänge, die Wiederholungen all dessen, was schon gesagt und gebetet war, und dann der Weihrauch! Traf ihn bei diesen Gedanken nicht gerade der Blick des Popen wie ein Bannstrahl? Doch sah der nicht immer zu seiner Gemeinde herüber, als habe Gott ihm die Kraft verliehen, tief in die Seelen seiner Gläubigen zu dringen? Aber Gott war ewig. Und konnte ein Ewiger ihm nicht ein wenig seiner nie endenden Zeit überlassen? Tausendfach würde er sie ihm mit Leichtigkeit wiedergeben, später, wenn er selbst einmal Teil dieser Ewigkeit wäre. Aber jetzt?

Er sah zu den Eltern hinüber, zu den Geschwistern, vor allem zu Arigró, der Jüngsten. Ihre stets erkennbare Abwesenheit verriet ihm auch nun wieder, dass sie in Gedanken zu Hause am Klavier saß und Walzer spielte. Sie stand ihm, außer dem ältesten Bruder, der genau wie der Klavierstimmer Manolis hieß, und in Athen Jura studierte, am nächsten. Klavierlehrerin wollte sie werden, träumte nicht wie er und das Fräulein Minervo vom umjubelten Spiel auf dem Podium, sondern davon, ihr Leben lang unwilligen Bürgerkindern aus Chania beizubringen, wie und wann sie die richtigen Finger auf die dazugehörigen Tasten zu setzen hätten.

Langsam schob Lambis seine Füße zur Seite, verließ die Reihe der dicht gedrängt Stehenden, ging sich bekreuzigend zum Ausgang, küsste im Hinausgehen die Ikone der Maria und hörte, während sich das Portal hinter ihm schloss, ein letztes Kyrie eleison der Gemeinde.

Am vergangenen Freitag Abend war es gewesen. Fräulein Minervo stand am Tor des *Odeon* und wartete auf ihn.

»Herr Kanteris«, sagte sie.

»Herr Kanteris! Wie wohl ›Lambis‹ aus Ihrem Mund klänge?«, dachte er.

»Herr Kanteris, haben Sie Lust auf ein Picknick? Am Sonntag fährt unsere Familie mit Freunden nach Agia Marina zum Strand.«

Sie musste in seinen Augen die freudige Zustimmung erkannt haben. »Es ist für alles gesorgt. Aber vergessen Sie Ihre Geige nicht!«

Die lag noch zu Hause im Kasten. Zur Kirche mitnehmen? Unmöglich. Alle hätten sie ihn gefragt, was er mit ihr vorhabe. Und so hetzte er jetzt durch die

Gassen von Splantzia, seinem Viertel, grüßte im Vorbeilaufen die Alten, die vor ihren Türen saßen und darauf warteten, dass Kinder und Enkel aus der Kirche zurückkämen. Im Haus trank er schnell einen Schluck Wasser, griff das Instrument und hastete draußen in die andere Richtung. Um elf sollte der Bus gehen. Aber es war schon über die Zeit. Und gerade heute, wo er sich auf die übliche Verspätung verlassen hatte, war der Bus pünktlich! Und der nächste würde erst in einigen Stunden fahren.

Das Rad! Das hieß, noch einmal den Weg zurück, im Lauf die Krawatte gelockert und den obersten Hemdknopf geöffnet. Wieder zu Hause, das Fahrrad gepackt. Zu wenig Luft in den Reifen, gepumpt. Den Geigenkasten verstaubt und dann eine Abkürzung zur Verkehrsstraße gesucht. Doch auf dem sandigen Boden ging es nur langsam voran. Die Busstrecke von Haltestelle zu Haltestelle abfahren, um zu sehen, ob er ihn einholen könnte. Die Häuser von Chania lagen schon weit zurück. Hinter Sträuchern und Schilf sah er das Meer in der Sonne aufblitzen. Und weit vor ihm über sich schlängelnden Kurven eine Staubfahne: Der Bus.

Er trat kräftiger in die Pedale mit der Folge, dass er von Haltepunkt zu Haltepunkt näher kam, bis ihn die Staubwolke einschloss wie ein tobender Sandsturm und ihm die schwarzen Abgase die Sinne vernebelten. Da vorn in dem Rückfenster eine Hand, die sich wild hin- und her bewegte, ein Winken für ihn, den rasenden Radler mit dem Geigenkasten, dann ein blasses Gesicht. Grüßend hob Lambis die Hand vom Lenker. Das musste Fräulein Minervo sein, Fräulein Jenny Minervo.

Doch mitten in dieses Erkennen ging durch sein Fahrrad ein Ruck. Seine Beine traten wie rasend ins Leere, und alles geriet in taumelndes Schlingern. Die Kette! Die verfluchte Kette! Er hätte sie spannen oder wenigsten ölen sollen! Jetzt verschwand seine gerade gefundene Liebe in einem Wirbel aus Staub, der wie eine Windhose alles in ihrem Zentrum mit zerstörender Drehung aus seinem Halt riss. Deutlich fühlte er sein Herz, das ihm in harten Schlägen gegen die Brust klopfte.

Er kannte dieses Pochen, das sonst ohne irgendeine äußere Anstrengung allein durch den Gedanken an Fräulein Minervo entstand. Und jetzt das! Er fing sich stolpernd im Fall und stand keuchend da. Dass nur nichts der Geige passierte! Doch die lag sicher eingeklemmt hinter ihm auf dem Ständer. Nur über das trauernde Schwarz hatte sich grau ein Schleier gelegt. Wenn es nur später beim Spiel nicht zwischen den Saiten knirschte!

Erschöpft lehnte Lambis das Rad gegen den nächsten Baum und setzte sich an den Straßenrand. Er atmete tief, als die Luft um ihn her klarer wurde und sich sein Herzschlag beruhigte. Sicher stieg in diesem Moment die ganze Gesellschaft lärmend aus und lachte über ihn, der wie der Teufel aus dem Höllenebel aufgetaucht und genauso wieder verschwunden war. Aber vielleicht